

Die Entthronung des Severin Gallus

Von Julius Zerfaß

So lange der Seniorchef lebte, hatte Severin Gallus nichts zu befürchten. Denn so lange gab es im kaufmännischen Betrieb der Firma Winkelmann, Landesprodukte in groß, keine Veränderung. Eine Schreibmaschine für die Korrespondenz hatte noch Platz bekommen, aber darüber hinaus gab es keine modernen technischen Arbeitskräfte. Als Wahrscheinlich für die gediegenen Gepflogenheiten des ehrbaren Kaufmanns thronte im Büro eine Kopierpresse für die Fakturen und wo in anderen Betrieben eine Faksimiliermaschine den rechnenden kalkographischen Zahlenmaler ersetzte, sah Severin Gallus, Fakturist kraft seines unfehlbaren Rechenkalenters und seiner Dienstjahre.

Er war ein noch verhältnismäßig junger Mann, als er damals von Winkelmann senior eingestellt wurde. Das Geschäft war noch klein. Severin Gallus erlebte das Wachstum der Produktionshandlung in groß und er wuchs mit ihr, er hatte das Gefühl, mit seinen Fakturen sozusagen zum Aufblühen der Firma mit beigetragen zu haben.

Severin Gallus ging jeden Tag ins Büro, verkaufte seine Röhre und Gefühle und schrieb Fakturen. Immerzu Fakturen, vom ersten Jänner bis zum einunddreißigsten Dezember, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Was er an diesen Tagen tat, wußte er selbst nicht genau; es war auch nicht das Bedeutsame seines Lebens. Das wirklich Wichtige für ihn war vielmehr, daß er Fakturen schrieb; darin war er Meister. Menschenfehler gab es bei ihm nicht; er kannte seine Arbeit und wußte sein Programm für das ganze Jahr voraus.

Das war eine geordnete Welt für ihn. Und weil niemand die Rechnungen so fehlerfrei, so geduldig und gut gemacht hätte, wie er das von sich behaupten konnte, lebte er sich allmählich zu einem kleinen Tyrannen aus, der die Lehrlinge kranzte, die Arbeit der Kollegen benötigte und ihnen seine eigene als Muster vorhielt. Er nützte das Vorrecht durch seine vielen Dienstjahre und dem Chef war damit gedient, daß in seiner Abwesenheit die Augen des Severin Gallus für ihn sahen. Womit aber nicht gesagt sein soll, daß er ein Angeber war.

Severin Gallus, der Fakturist, führte sein Regiment über Zahlen und Schuldner schon länger als drei Jahrzehnte und er zählte zur Zeit unserer Geschichte 53 Jahre. Als es sich nicht mehr umgehen ließ, eine weitere Schreibmaschine und das dazu gehörige Schreibmaschinenfräulein anzuschaffen, war Severin Gallus nur insoweit interessiert, als ihn die neue Kollegin zu einem neuerlichen Seitenblick veranlaßte. Dann schrieb er weiter Fakturen und lächelte: er war Fakturist, wer wollte ihn ersehen? Das gab es nicht. Und darum mochten sie erfinden, was sie wollten. Noch vor kurzem hatte der Chef geäußert, so lange er zu bestimmen habe, werde für die Fakturen keine Maschine angeschafft. Besser als Gallus arbeitete eine Maschine auch nicht. Severin war unfreiwillig Hörer dieser Worte geworden; sie taten ihm wohl. Er konnte nicht sehen, wie Herr Winkelmann junior hinter seiner jugendlichen Stirn über dieses Problem dachte.

Da traf die Firma jäh ein harter Schlag: Der Senior verlag eines Morgens das Aufstehen; sein Herzschlag war stehen geblieben, wie eine Uhr, die man aufziehen vergessen hat. Auch Severin Gallus griff nach seinem Herzen, als er die Nachricht empfing; aber da sein Lebensmotor nicht überdolt war, tickte nach kurzem Schreden das Triebwerk weiter.

Der Chef ist tot — es lebe der Chef!

Winkelmann junior trat ins Büro und empfing die Standkolonnen der Angestellten, deren merkliche Unsicherheit seine neugeborene Befehlsgewalt wohlwollend erhöhte. Am tiefsten verbengte sich Severin Gallus, der über die Anteilnahme hinaus ein wenig vertraulich werden wollte; gehörte er doch sozusagen zum Inventar des Hauses. Der neue Chef war aber kaum bei ihm stehen geblieben, was die Kollegen mit einem spöttischen Grinsen wohl vermerkte. Zu der Kranzspende gab er den höchsten Beitrag ab; darüber hinaus sandte er der Witwe einen schmerzvoll geschriebenen Beileidsbrief. Beim Begräbnis ließen ihm während der Trauerrede des Pfarrers Tränen über die Wangen. Sie wurden leider nicht von denen vermerkt, die sie sehen sollten und waren doch wirkliche Trauertänen, denn mit seinem Chef sank ein Stück seines Selbsts in die Furche der Vergänglichkeit.

Am Tage nach der Beisetzung ging der junge Chef des Hauses mit prüfenden Augen durch die Büroräume. Severin spähte, wie sie an der veralteten Kopierpresse haften blieben und er fühlte, daß sie auch über ihn kaum hinwegzukommen vermochten.

Die nächsten Tage geschah aber nichts Auffallendes und Severin hatte beinahe schon wieder sein seelisches Gleichgewicht gefunden. Alles schien zu verharren in dieser kleinen Stadt, an der der Fluß vorbeistrich. Gallus machte regel-

Asturische Bergarbeiter

Von Karl Johannes

Wir sind das letzte Aufgebot,
die Sonne schien so blutig rot,
als wir die Stadt verlassen.
Im todesdunkeln Grubenacht,
da sind Gedanken aufgewacht,
die nun die Freiheit grüßen.

Wir sind das letzte Aufgebot,
Kameraden riß der Aueklob,
das Gas von unsrer Seite;
durchlöcher den Stollen diese Nacht,
wir haben die Augen zugemacht
und sahen in die Weite.

Dort ist das letzte Aufgebot,
es spricht der Späher zum Pilot:
sieht du die Fahne feurig wehen?

ein Eisen stürzte durch die Nacht,
von Licht umstrahlt die letzte Schlacht,
sie schwuren, niemals zu vergehn.

War'n sie das letzte Aufgebot?

(Aus einer Gedichtsammlung „Spanien“).

mäßig seinen Morgenpaziergang auf dem Saumpfad zwischen Wasserlauf und Wald. Die Schwalben überquerten pfeilschnell das Flußbett, im Gezweige ging es lustig zu und, von Natur erfüllt, ging Severin, das Spazierrädchen schwingend, ins Büro. Er pfeift sich eins und war beinahe vergnügt. Der junge Chef hatte ihn seit einigen Tagen mit einer gewissen Untergelassenheit behandelt. Verdächtig war nur seine Neuerungsjucht, die sich vorläufig freilich in der Vereinstellung kleinerer technischer Hilfsmittel erging. Gewiß hatte der alte Herr den Sohn darüber belehrt, daß Severin Gallus die nützlichste, ja unentbehrlichste Kraft des Hauses war.

Severin setzte sich auf seinen Drehschemel, machte, mit dem linken Fuß anwippend, den Anfangsschnörkel nach rechts, eine kurze Drehung unter Lämpfung des rechten Sitzfleischs nach links und griff dann nach dem Federhalter. Seine Feder schritt in wohlgeübter Grazie über die Fakturenbögen und in kurzen Ausruhpausen glitt sein Augurenlächeln durch den etwas altmodischen, niedrigen Raum.

Neht Tage später geschah aber etwas, das Severin erzittern machte. Der Neffe eines Büromaschinengeschäftes, den der alte Herr erst vor einigen Wochen hinauskomplimentiert hatte, ging durch die Räume, verschwand im Chefzimmer und als er herausbegeleit wurde, strahlte sein Gesicht bis zur Glatze.

Wald danach öffnete sich auch schon die Tür zum Privatbureau und der Chef wurde sichtbar.

„Herr Gallus, kommen Sie bitte zu mir herein!“

Gallus war mit einem Sprung unten, berührte sein Knie etwas heftig mit der Innenseite und verzog zwei Sekunden das Gesicht. Der junge Chef erwiderte den Gruß sehr liebenswürdig und bot Severin einen Stuhl an. Severin merkte, daß sein Herz klopfen nachließ.

„Herr Gallus“, begann der Chef, „ich schätze Ihre Kraft außerordentlich und betrachte Sie als ein achtenswertes Erbe meines seligen Vaters. . .“ Er machte eine Kunstpause. Severins Brust hob sich. Alle seine Befürchtungen schienen unbegründet. Vielleicht bekam er eine Aufbesserung. Er war doch schon so lange bei der Firma. Seine Augenlein glühten erwartungsvoll. „Ja — fuhr der Chef ägernd fort —, aber bei der Neuzuganfertigung unseres Betriebes, den mein Vater als ein guter, reeller, aber allzu zeitfeindlicher Kaufmann führte, muß ich auch an Ihre bisher unangenehmste Funktion herantreten. . .“ Er hielt inne, denn Severin war plötzlich kreideweiß geworden. „Fürchten Sie nichts“, sagte der Chef schnell, „ich werde für Sie eine Ihrem Alter entsprechende Aufgabe haben, denn ich glaube kaum, daß Sie sich heute noch gerne auf die neue Maschine einstellen wollen.“

Severin schüttelte steif, aber abweisend den Kopf, seine Augen schauten ängstlich an dem jungen Chef vorbei, der aufstand und die Unterhaltung mit den Worten beendete:

„Ich werde Ihnen die Aenderung so wenig als möglich fühlbar machen und das Gehalt bleibt auf alle Fälle das gleiche.“

Seberin flatterte: „Ich danke Ihnen!“ und lief aus dem Büro auf seinen Platz. Er hatte einen hochrotten Kopf, denn er fühlte, daß alle ihm seine Verübeltheit anfühen. Das Kippfräulein in seiner Nähe fixierte ihn mit fast impertinenter Neugierde.

Er setzte sich auf den knarrenden Schemel, tauchte die Feder in die falsche Tinte und kritzelte sinnlos auf das Papier. „Gott, was sind das für Beiten“, flüsterie er, „wer hätte das gedacht!“ Endlich hatte er sich wieder, aber er beschrieb sich, addierte falsch, vertauschte die Namen, keine Schrift schritt nicht mehr so flott übers Papier, sie kroch vielmehr, wurde debot und unsicher, machte Büdel und Hinkie, war so gedrückt wie er selbst. Er hörte auf zu schreiben, neigte den Kopf immer tiefer und murmelte: „Ja, die Maschine wird das alles besser machen. Sie hat keinen Hunger, sie verlangt keine Zulage, sie wird keinen Urlaub haben wollen, sie wird sich nicht mit einer anderen Maschine unterhalten, sie wird hier stehen und bald wird kein Gahn mehr danach trägen, daß an der gleichen Stelle über dreißig Jahre lang einer namens Seberin Gallus geholt ist und gerechnet hat, geisterrmachen ein Mensch mit einer Seele. Gerechnet vom Morgen bis zum Abend, von Neujahr bis zu Silvester, Jahre immerzu, wie — wie eine Maschine. . .“ Da überwältigte ihn der Schmerz und zwei helle Tränen kugelten über seine faltigen, hartlosen Wangen.

Bestürzt schielte er über sein Kolt hinweg, machte sich wieder über seine Arbeit, eine wahre Wut überfiel ihn, er schrie wie besessen und die Zahlen standen da, als habe sie der Sturmwind dahergefegt.

Und dann kam der Tag, an dem die Kopierpresse von zwei starken Arbeitern fortgetragen wurde. Seberin Gallus schaute nicht auf. Es war ihm, als bewege sich von ihm weg ein Leichenzug, als die Männer an ihm vorbeischnausten und, wahrhaftig, in seinem rechten Augenwinkel stand eine dicke Kräne. Sie wäre beinahe auf die Faktura für die Firma Sauer-Knecht in Kälbermoor gefallen.

Geringetragen wurde bald darauf eine Fakturierungsmaschine und mit ihr trat eine neue Angestellte ihren Dienst an. Sie nahm nicht einmal Notiz von Herrn Seberin Gallus, der an diesem Morgen zu einem Gang auf die Bank beauftragt worden war. Als er zurückkehrte, war die neue Rechnungsmaschine in vollem Gange. Der Berg fertiger Fakturen neben der Schreiberin ließ über die Brauchbarkeit, ja Überlegenheit der Maschine keinen Zweifel. Seberin starrte auf die Apparatur, sie arbeitete mühelos und so genau wie sein Kopf.

Er stand nutzlos da, war niemand mehr, ein Nichts, das aus Verlegenheit von jetzt an nur noch dem Verlegenheitsbedarf dienen sollte. Der Chef hatte ihm die Aufsicht über die Registratur übertragen. Sie interessierte ihn nicht. Ihn interessierte nur der verdammte Kasten, an dem die Schreiberin so selbstischer herumtippte. Er holte sinnlos Ordner heraus und stellte sie wo anders hin, sah wieder auf die Maschine und konnte die Mittagszeit kaum erwarten.

Am Nachmittag kam er verspätet, noch nach Alkohol und empfang vom Chef mißbilligende Blicke. Da zog er kurzerhand seinen Büxorod aus, ritz die Straßensand vom Hals und ging ohne Gruß wieder hinaus. Die Tür knallte hinter ihm ins Schloß.

Die getreue Wirtin wachte gar nicht, was sie zu dem neuen Seberin sagen sollte, der regelmäßig so früh aufstand wie sonst, aber fast jeden Mittag schon mit einem Keinen Kaufsch nach

Gause kam. Auf neugierige Fragen antwortete er nicht, sondern kratzte sich nur. Überall judie es ihn und überall kratzte er sich.

Bald berichteten die Zeitungen im lokalen Teil, daß ein gewisser Gallus sich vor Geschäften

herumtreibe, die Büromaschinen ausgestellt haben und die Schaufenster bespide. Man habe ihn jetzt abgefangen und zur Beobachtung seines Selbsteszustandes in die psychiatrische Klinik gebracht.

Lippi: Der Trick

Lord Edgar Witelysh besah die bei einem Manne seines Standes wohl etwas ungewöhnliche Gewohnheit, lange Wanderungen im nächtlichen London zu unternemen. Mit besonderer Vorliebe suchte er auf solchen Spaziergängen armlige und düstere Viertel auf.

Der Lord hätte kaum erklären können, was es war, das ihn lockte, immer wieder die unwirklichen und schlechgelüfteten Spelunken von Whitechapel aufzusuchen. Waren es die Ausbrüche wilder, verzweifelter Fröhlichkeit bei diesen Menschen, die den Lord mitrissen oder war es ihre von Gemeinheit und brutaler Kraft strobende Sprache, die ihn anzog? — Keinesfalls aber, das war sicher, bildete den Grund bloß die triviale Neugierde eines Sorglosen, der aus Langeweile und ohne wirkliche Anteilnahme das Leben der andern abschelzend betrachtet, um eine leere Stunde auszufüllen.

Niemandem aus seinem Kreise erzählte er, kleine Andeutungen ausgenommen, von den Erlebnissen und Begegnungen, die ihm das unbekante London bot. Er setzte bei keinem seiner Bekannten Interesse für dergleichen voraus, außerdem verspürte er keinen Drang, ohne Notwendigkeit einen von ihnen in diese dunkle Welt einzuführen, die zu kennen das Wissen um ein trauriges Geheimnis war. . .

An einem Herbstabend wurde Lord Witelysh, als er unweit der Docks das spärlich erleuchtete Themseufer entlang schritt, von einem Manne angepörrden, der plötzlich aus dem Dunkel auftauchte. Der hagere Mensch mit dem verbulten Gut in der Hand sprach leise:

„Einen Augenblick bloß, mein Herr. . . wenn Sie keine Eile haben“, setzte er hinzu.

Lord Witelysh hatte es keineswegs eilig. Er blieb stehen und sah den Mann, der wenige Schritte vor ihm stand, erwartungsvoll an. „Mein Name ist James Madagg“ — stellte sich der Mann überraschenderweise vor. „Es handelt sich um. . .“

„Sie wollen Geld?“ unterbrach ihn der Lord, „eine kleine Hilfe. . .“ Er griff in die Tasche.

„Rein“, sagte der Hagere rasch und machte eine Bewegung, wie um das Almosen, das der Lord ihm zu reichen im Begriffe war, zurückzuweisen. Seine Augen waren müde, er ließ die Schultern hängen. „Rein, keine kleine Hilfe“, sagte er, „besten Dank übrigens. . . Mein Name ist James Madagg“, wiederholte er. „Ich habe einen Entschluß gefaßt, der meinem Leben eine ganz neue Richtung — hier lachte er — geben wird. Ich will mich nämlich heute nacht umbringen, Herr. Sie müssen wissen, ich kam nicht leichtfertig oder auf Grund irgendwelcher irriger Annahmen zu diesem Entschluß. Wenn Sie mich anhören, werden Sie selbst erkennen, daß es für mich das Beste ist, es zu tun. — Ein nasses, unangenehmes Wetter heute, mein Herr. — Ich will die Debatte abkürzen“, fuhr der Mann mit einer Stimme fort, als hätte er auf eine Bemerkung zu antworten, obwohl Lord Witelysh ihn, ohne etwas zu entgegnen, angehört hatte.

„Ich bin ein Feind von Debatten, ich halte sie für sinnlos. Ich bin so herabgekommen“, fuhr er fort, „daß es nicht mehr tiefer geht. . . Ich will nicht mehr betteln, das ist zu erniedrigend

für mich, ich will auch nicht mehr in schamigen Asylten hausen“, erklärte er. „Aber ein neues Leben könnte ich noch immer beginnen — ja, doch nur unter einer Bedingung: Wenn ich bis zur Morgenbämmerung jemand finde, der mir zu diesem Zwecke fünf Pfund zur Verfügung stellt, — nun, dann verlasse ich es, weiterzuleben. Ein Zimmer, klein, aber sauber, miete ich dann, einen billigen Anzug brauche ich auch, etwas Wäsche, ein Bad. . .“ Lord Witelysh sagte nur:

„Mein Lieber, fünf Pfund sind ein ganzer Haufen Geld!“

Ein guter Trick, dachte er, der Mann hat eine wirkungsvolle Art sich auszudrücken. Nach einer solchen Rede, wie er sie eben vom Stapel ließ, magt ihm wohl niemand weniger als einen Shilling anzubieten. Das muß einen sicheren Verdienst geben.

„Na, dann gute Nacht, alter Knabe“, verabschiedete sich der Lord freundlich. „Auf Wiedersehen.“ Er blinnte den anderen an, dessen Augen ihm plötzlich außerordentlich intelligent und schlau vorkamen.

Der Mann verneigte sich mit vollendeter Höflichkeit. Er schien einzusehen, daß keine Aussicht bestand, den Lord, der ihn durchschaut hatte, zu überzeugen. Auch der Umstand, daß er mit keinem Worte versuchte, den Lord zurückzuhalten, und sobald er sah, daß sein Hörer ihm keinen Glauben schenkte, diesen ohne weiteren Versuch fortgehen ließ, deuteten auf einen ausgezeichneten Psychologen, wie der Lord annahm, wußte der Mann, daß ihm ein neues Objekt, das er unter den Passanten fand, mehr Möglichkeit bot, als einer, der bereits seinen Unglauben deutlich ausgedrückt hatte. Ein patentier Nezl, der auf seine Weise eine ausgezeichnete Denkfertigkeit bewies. Mit Genugtuung dachte der Lord an Heimwege an den Mann, der sich Madagg genannt hatte, denn Tüchtigkeit schätzte Lord Witelysh, ohne Unterschied auf welchem Gebiete sie gedeigt wurde, sehr hoch ein.

Spät am Vormittag etwaachte Lord Witelysh. Er läutete dem Diener und ließ sich ein Bad bereiten. Im freundlichen Bohnraum nebenan, wo er zu frühstücken pflegte, wartete der Tee und die Morgenzeitungen auf ihn.

Er setzte sich an den Tisch zu einem der hohen Fenster. Nach seiner Gewohnheit blätterte er beim Essen in der Zeitung, die vor ihm ausgebreitet lag. Der Tee und die Ströcken waren heute ausgezeichnet. Keine Stunde des Tages fand Lord Witelysh so ungestört und behaglich, wie die des Frühstücks.

Lord Witelysh murmelte irgendetwas und legte die Serviette nieder. Er las eine Notiz im „Daily Express“ noch einmal durch. Es war eine ganz kurze Nachricht, fünf Zeilen bloß.

„Ein Mann in den Wierzigern, der nach den bei ihm gefundenen Dokumenten als James Madagg identifiziert werden konnte, wurde heute morgens um vier Uhr unweit der Beath-Werften tot aufgefunden. Er hatte sich an einem Baum erhängt. Er dürfte seit längerer Zeit erwerbslos gewesen sein.“

„Komisch. . .“ sagte Lord Witelysh halb-laut und starrte auf die Zeitung. Er war blaß geworden.

James Madagg hatte nicht gelogen.

M. Sostschenko:

Die Aristokratin

Sibirien, das Land der Zukunft

REK: Moskau, Ende März.

„Ja, Brüder, liebe nicht Weiber, die Güte tragen. Sobald ein Weib einen Hut trägt oder Seidenstrümpfe anhat, und hat noch dazu einen Goldzahn im Mund, ist für mich solch eine Aristokratin überhaupt kein Weib, sondern sozusagen ein Stück leerer Platz.“

Aber einmal war ich doch von einer solchen Aristokratin gefangen genommen. Ich ging mit ihr spazieren und führte sie ins Theater. Ja, eben im Theater ist ja das Unglück geschehen. Hier hatte sie die Gelegenheit, ihre ganze Ideologie zu entfallen.

Wir hatten uns im Haushof getroffen. Bei einer Versammlung. Ich schau' mich um, da sieht so eine Dame. Strümpfchen hat sie an — einen Goldzahn im Mund.

„Boher“, sag ich, „Bürgerin, kommst du? Von welcher Türnummer, meine ich?“

„Ich“, antwortete sie, „von der Siebenten!“

„Bitte schön“, sag ich. Und da hat sie mir auf einmal so riesig gefallen. Ich ging zu ihr. Auf Nummer sieben. Ich kam zu ihr mit einer offiziellen Ausrede sozusagen.

„Wie steht es bei Ihnen, Bürgerin, mit der Wasserleitung? Dem Licht? Funktioniert alles?“

„Ja“, antwortet sie, „es funktioniert.“ Güllt sich ins Schalterloch ein und bringt kein Wort mehr heraus. Nur die Augen blitzen. Und der Zahn im Mund glänzt. — Ich ging einen ganzen Monat zu ihr. Sie gewöhnte sich an mich. Nun antwortete sie schon etwas ausführlicher auf meine Fragen. Nämlich: „Die Wasserleitung funktioniert, danke. Grigorij Ivanowitsch.“

Später sprach sie mehr, es kam dazu, daß wir sogar mitkommen spazieren gingen. Wir kommen auf die Straße und sie bietet mir ihren Arm an. Ich nehme ihren Arm und schleppe mich ihr nach wie ein Weib. Und was ich ihr sagen soll, weiß ich nicht und vor dem Volke habe ich Gewissensbisse.

Nun, und einmal sagt sie mir: „Was führen Sie mich immer so in den Straßen herum? Der Kopf dreht sich davon. Sie, als Kavaliere, sollten mich zum Beispiel ins Theater führen.“

„Bitte schön“, sage ich. Am nächsten Tag erhielt ich zufällig eine Karte für die Oper und eine zweite opferete mir Wassila, der Schlosser.

Die Karten schaute ich nicht an und es erwieß sich später, daß meine eine Parterreloge war und die Wassilas eine Gallerieloge.

Nun gehen wir. Wir sitzen im Theater. Sie sitzt natürlich auf meinem Platz und ich sitz ganz oben und sehe... rein gar nichts. Weuße ich mich aber über die Brüstung, so kann ich sie sehen, wenn auch schlecht.

Ich langweile mich zu Tode und gehe hinunter. Es ist Zwischenspause.

„Guten Abend“, begrüße ich sie.

„Guten Abend.“

„Interessant, zu wissen, ob hier die Wasserleitung funktioniert“, sag ich blöderweise.

„Ich weiß es nicht.“ Und sie rennt zum Büfett. Ich ihr nach. Sie geht zum Büfett und betrachtet alles. Da steht ein Teller mit Mehlspeisen.

Und ich, so ein Trottel, so ein Bourgeois, drehe mich um sie herum und biete ihr an.

„Bitte schön, wenn Sie eine Mehlspeise würdigen, genießen Sie sich nicht. Ich bezahle.“

„Merci“, sagt sie.

Und, ausgerechnet eine Mehlspeise mit Schlagobers fucht sie sich aus und frisst sie!

Und Weib habe ich, daß der Vater weinen möchte. Sie ist die größte Mehlspeise! Ich frisst und ich fröhle voller Anruhe in meiner Tasche, taste mit den Fingern, wieviel ich an Geld habe. Ach, ich habe fast nichts!

Sie hat kaum die eine Mehlspeise mit Schlagobers verzehrt, hepp! nimmt sie schon wieder eine! Und ich fröhne. Und schweige. Und da empfinde ich plötzlich so eine Scham: Da ist man ein Kavaliere und hat kein Geld.

Ich drehe mich um sie herum wie ein Hahn und sie ist und lacht und hascht nach Komplimenten.

„Ich sage: „Ist es nicht Zeit, unsere Plätze wieder einzunehmen? Man hat vielleicht schon gelaute.“

Und sie sagt: „Nein!“

Und langt nach der dritten Mehlspeise.

„Ich sage: „Ist es nicht zuviel für einen nüchternen Magen? Es kann Ihnen vielleicht übel werden.“

Und sie: „Nein“, sagt sie, „ich bin es gewöhnt.“

Und langt nach der vierten Mehlspeise! Das Blut stieg mir zu Kopf.

„Leg das“, sag ich, „zurück!“

Und sie erschraf. Hielt den Mund offen. Und drinnen glänzt der Goldzahn.

Ich hatte die Bügel verloren. Mir ist jetzt alles egal, denke ich mir, ich gehe ohnehin nicht mehr mit ihr.

„Leg weg“, sag ich nochmals, „zur Teufelsmutter.“ Sie legt die Mehlspeise zurück. Und ich sage zum Wirt:

„Wieviel kriegen Sie für die drei Mehlspeisen?“

Der Wirt tut ganz gleichgültig und spielt den Dummen.

„Ich kriegen für vier Mehlspeisen...“

„Wiefo“, sage ich, „für vier? Die vierte Mehlspeise liegt ja auf dem Teller!“

„Nein“, erwidert er, obwohl sie auf dem Teller liegt. „Sie ist angebissen und von den Fingern zerquetscht.“

„Wiefo“, sage ich, „angebissen? Bedenken Sie doch! Das ist nur Ihre komische Phantasie!“

Aber der Wirt bleibt unbarmherzig.

Na, da hat sich natürlich Volk angesammelt. Experten. Der eine sagt: die Mehlspeise ist angebissen, der andere: sie ist nicht angebissen.

Und ich lehre meine Taschen um. Allerlei dummes Zeug fällt heraus. Das Publikum lacht. Mir ist es nicht zum Lachen. Ich zähle das Geld. Genau für vier Mehlspeisen.

Bezahle und wende mich an die Dame: „Essen Sie die Mehlspeise zu Ende, Bürgerin, sie ist bezahlt!“, sage ich.

Die Dame rührt sich nicht. Schämt sich zu essen.

Nun hat sich irgendein Onkelchen an uns herangemacht.

„Gib“, sagt er, „ich esse die Mehlspeise.“ Und hat sie gegessen, der Lump. Für mein Geld!

Wir nehmen wieder die Plätze ein. Und nach der Vorstellung: nach Hause.

Beim Haustor sagt sie: „Jetzt habe ich genug von Ihnen! Wer kein Geld hat, führt Damen nicht aus!“

Und ich sage: „Nicht im Geld, Bürgerin, siegt das Glück. Entschuldig!“

So gingen wir auseinander.

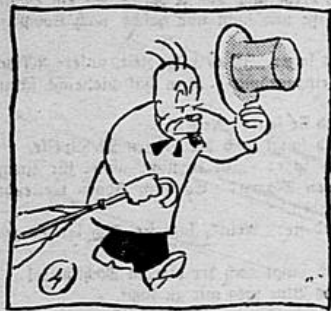
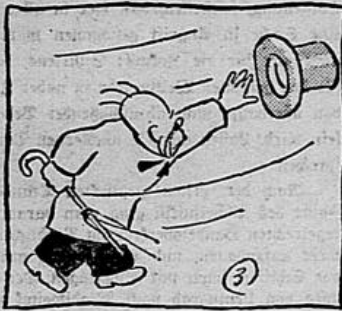
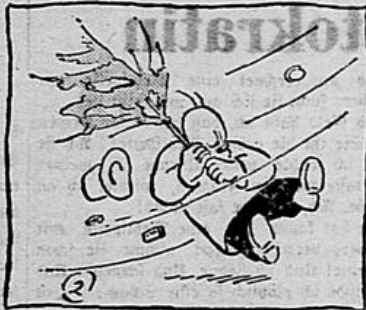
Ich liebe die Aristokratinnen nicht.

(Aus dem Russischen übertragen von R e s h a.)

In diesen Tagen werden die letzten Vorbereitungen für den Beginn des diesjährigen Handelsverkehrs im Nördlichen Eismeer getroffen. Das Klingt nach nichts Besonderem, aber wenn man erfährt, was in diesem Gebiete, das bisher als völlig unwirklich galt und es ja auch war, im vergangenen Jahre bereits erreicht wurde und was man sich für dieses Jahr vornimmt, so muß man, jenseits aller politischen Einseitigkeit, feststellen, daß hier in aller Stille eine Sache in Angriff genommen wurde, die nicht nur für die Zukunft Sibiriens, sondern für den gesamten Weltverkehr in naher Zukunft von überhaupt nicht abzuschätzender Bedeutung sein wird. Lassen wir die nüchternen Tatsachen sprechen.

Nach der ersten glücklichen Transarktik-Fahrt des Edeljussen ging man daran, einen regelrechten Handelsverkehr im Nördlichen Eismeer aufzubauen, und zwar sowohl mit Hilfe von Schiffen, sowie mit Flugzeugen. Der direkte Weg von Leningrad nach Bladivostok ist nur 8000 Seemeilen lang, der bisher übliche, der vom Schwarzen Meer über den Indischen und Großen Ozean führte, dagegen 12.700 Meilen lang, also um ein gutes Drittel länger. Der Vorteil liegt also auf der Hand. Und im vorigen Jahre gelang es, in der Zeit zwischen Mai und September, nicht weniger als 160 russischen Handelsschiffen den Verkehr im Nördlichen Eismeer aufrechtzuerhalten, 14 von ihnen haben die ganze Route zweimal zurückgelegt. Noch größer war die Leistung der Verkehrsflugzeuge, die im Gebiete des nördlichen Sibiriens in insgesamt 13.000 Flugstunden über 2 Millionen Kilometer durchflogen. Das Interessanteste ist, daß nicht nur Nahrungsmittel durch die Flugzeuge befördert wurden, sondern auch Menschen, nämlich gerade die Bewohner Nord Sibiriens, jene fast unbekanntem Eingeborenenstämme, deren spärliche Siedlungen hunderte, ja manchmal tausende von Kilometer voneinander entfernt liegen. Diesen Menschen aus den Gebieten von Tschuktschen, Njtsjanik, Dolgan-Samas jeden, alle über dem 70. Breitengrad lebend, noch auf ganz primitiver Kulturstufe, ist das Flugzeug ebenso vertraut wie ihre Rentiereschlitten. Dagegen haben sie noch nie eine Eisenbahn oder gar ein Automobil gesehen und viel belacht wird in Moskau die Geschichte eines Schäfers aus der tungusischen Steppe, der von einem Piloten gefragt wurde, wie er sich ein Automobil vorstelle. Der Schäfer antwortete ohne Zögern: „Soviel ich gehört habe, handelt es sich um ein ganz altes, altes Flugzeug ohne Flügel, das sich nur auf der Erde bewegen kann. Ich kenne keinen von uns, der so etwas noch benutzt.“

Hand in Hand mit der Aufschlüsselung des Landes durch die modernsten Transport- und Verkehrsmittel, geht der Ausbau der Häfen an den großen sibirischen Flüssen, vor allem an deren Mündungen. Bisher waren diese Häfen an den Mündungen des Lena, des Indigirka, des Jenissei, des Ob kaum mehr als winzige Fischer-Siedlungen, ohne jede Bedeutung. Jetzt auf einmal sind sie richtige Häfen geworden mit Nebastatur-Docks, Arsenalen, Hotels und Flugplätzen. Und selbstverständlich hat der Handel, vor allem der Pelzhandel, einen schonungsfähigen Aufschwung genommen. Ein Verkauf nordibirischer



Adamson im Sturm

Robpelze im vergangenen Jahr belief sich auf zwölf Millionen Rubel, und einzelne Pelzjäger, die selbstverständlich die Flugzeuge benutzten, um sich in bestimmte walddreiche Gegenden dringen zu lassen, wurden reiche Leute. Ein berühmter eingeborener Pelzjäger auf Nowaja Semija verdiente im vorigen Jahr 25.000 Rubel, ein anderer, dessen Gebiet die neusibirischen Inseln sind, nahm für seine Beute, die im Flugzeug nach Moskau gebracht wurde, sogar 42.000 Rubel ein.

In der Tat: Sibirien wird aufgeschlossen. Man hat im vorigen Jahre, sowohl auf der Halbinsel Kola, wie auf dem Hochplateau zwischen Jenissei und Lena und im Tschuktschen-Gebiet tiefe Rinnenschichten entdeckt, und zwar nicht nur Kohle, sondern auch Kupfer, Blei, Zink und Zinn. Probebohrungen im Taimyr-Boden in der Nähe der Mündung des Ggastanga-Flusses haben ergeben, daß sich dort große Petroleumfelder befinden, und zur Erschließung dieses Gebietes sind im diesjährigen Budget für Sibirien nicht weniger als vierzig Millionen Rubel vorgezogen.

Uebershaupt will man in diesem Jahr alle Anstrengungen verdoppeln, um die schon erspanulichen Fissern des vorigen Jahres weit zu übertreffen. Es sollen auf dem Schiffsweg durch das Nördliche Eismeer Waren in Höhe von 350.000 Tonnen befördert werden und durch Flugzeuge noch einmal 240.000 Tonnen. Es werden eine Reihe neuer Häfen gebaut werden, vor allem aber Dugende von Radiostationen: Die Bewohner von Nordibirien kennen seit einiger Zeit auch das Radio und sie halten demgemäß etwa das Telefon für eine ebenso allmögliche und überholte Angelegenheit wie das Auto. Wenn das Tempo des Ausbaues so weiter geht, so wird Nordibirien in zehn Jahren ein Industriegebiet größten Ausmaßes sein, dessen Reichthümer den Stand der gesamten Weltwirtschaft verändern können. S. M.

Die Sprache im Wandel der Zeit

Schon ein halbes Jahrtausend vor Christus lehrte der berühmte Philosoph Heraklit: „Alles fließt. Nicht zweimal kann man in denselben Fluß steigen.“ Ewige Bewegung, ewiges Werden und Vergehen ist das Leben, wie eine ewige Wellenbewegung, ständig auf und ab.

Auch die Sprachen sind einer immerwährenden Veränderung unterworfen, ja, manche von ihnen sterben ganz aus, verschwinden aus dem Gebrauch der Völker und machen etwas gänzlich Neuem Platz. Die altperische, altgriechische, babylonische Sprache sind nur noch den Gelehrten verständlich und auch das Latein, die Staatsprache des westherrschenden Rom, ist zur Sprache der katholischen Geistlichkeit und der Akademiker geworden, die von den breiten Massen keines einzigen Volkes mehr benutzt wird.

Audere Sprachen wieder verändern sich in sich selbst. Das Althochdeutsche z. B. hat im Laufe der Jahrhunderte eine vollkommene Veränderung durchgemacht. In einigen Mundarten haben sich allerdings bis zum heutigen Tage zahlreiche Worte in beinahe unveränderter Form erhalten. Es würde aber hier zu weit führen, all die vielen Einzelheiten näher zu betrachten. Viel interessanter dürfte es sein, einmal ein heute so viel gebrauchtes Wort wie „arnen“ näher anzusehen. Der altdeutsche Ausdruck „arnen“ wurde in seiner heutigen Form ursprünglich nur beim Militär verwendet, wo er das Verletten oder richtiger Verbeden von Zielungen, Befestigungen, Geschützen, Manuskripten usw. gegen feindliche Sicht bedeutet. Aber im Laufe der Zeit ist das Wort in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen und wird häufig in übertragenem Sinne verwendet. Man sagt z. B., daß jemand seine Absichten tarnte, einen Geschäftstrid tarnte. Der Kaufmann, der Hörner, der Rechtsanwält, der Richter, alle kennen und benutzen diesen Ausdruck heute. — Ein weiteres, ursprünglich ebenfalls kriegerisches

Wort ist „unterminieren“, das ebenfalls aus seiner früheren Bedeutung herausgenommen wurde und unübliche Anwendung findet. Auch „attacieren“, „bombenfliegen“, „Bombenerfolg“ usw. gehören in diese Klasse, zu jenen Ausdrücken, über die noch unsere Großeltern verständnislos den Kopf geschüttelt hätten.

Aber nicht nur solche militärische Ausdrücke haben sich in unserem heutigen Sprachgebrauch eingebürgert, auch die Technik hat in dieser Beziehung unserem modernen Zeitalter ihren Stempel aufgedrückt. Denken wir an die so viel genannte „Birtschafsanforderung“! Ein Automobil mußte erst erfinden sein, das man durch Ankereln des Motors in Bewegung setzte, ehe dieses Sprachbild entstehen konnte, oder richtiger, erst aus der Kenntnis der einzelnen technischen Vorgänge übertrug man dann diese Begriffe unüblich auf das Alltägliche.

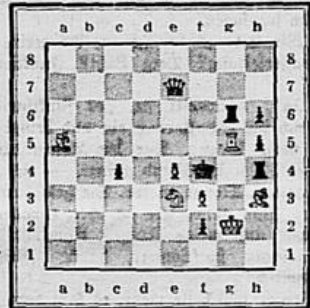
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönow.

SCHACHAUFGABE Nr. 335.

Von Otto Bretschneider, Drakowa.

Schwarz: Kf4, Dc7, Tg6, h4, Lc4, h6, Bf2, h5. (5)



Weiß: Kg2, Tg5, La5, h3, Se3, Bf3. (7)

Matt in zwei Zügen

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 332: Dg1—a1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Pusch Bruno, Kischwitz; Tepper Franz, Karlsbad; Richter Karl, Politz a./E.; Nitsch Rosa, Trupschitz; Dinnebler Emil, Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Beuteli Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Ulbert Rudolf, Prosditz; Schöffel Anton, Schöbrütz; Vanček Franz, Hertine; Klötzig Rudolf, Strache Rudolf, Strache Karl, sämtlich Großpriesen; Havel Franz, Modlan; Hahl Erwin, Schindler Robert, Chimlak Teo, Freundl Anton, Holfeld Otto, Lohmüller Hans, Tyle Vladimir, sämtlich Nesteritz; Bretschneider Otto, Drakowa; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Walter Ludwig, Steinwitz Hans, Könlj Anton, sämtlich Kwitkau; Triltsch Gustav, Wisterschan; Berger Josef, Kleinauzged.

ARBEITERSCHACH.

Im Teplitzer Bezirk brachte die 4. Runde folgende Ergebnisse: Teplitz I. gewann gegen Teplitz II mit 8:0 Punkten. Zuckmantel gewann mit 6:2 Punkten gegen Abl. Kwitkau.

Die letzte Runde wird am 18. April ausgetragen. Es spielen: Wisterschan gegen Teplitz I in Wisterschan, „Lasass“ Gasth. Teplitz II gegen Zuckmantel in Teplitz, „Hotel Laurer“.

Im Bodenbacher Bezirk wurden am 4. April folgende Spiele absolviert: Eulau A gewann gegen Bodenbach mit 7:1 Punkten; Rosawitz gegen Eulau B 6½:1½ für Rosawitz; Selnditz gegen Krochwitz 6:2 für Selnditz.

Stand nach der 6. Runde:

1. Rosawitz 4½ Siege, 31 Punkte.
2. Selnditz 3½ Siege, 27½ Punkte.
3. Eulau A 3½ Siege, 27 Punkte.
4. Eulau B 2½ Siege, 18 Punkte.
5. Bodenbach 2 Siege, 19½ Punkte.
6. Krochwitz 1 Sieg, 13 Punkte.

In der letzten Runde spielen am 11. April: Eulau A gegen Rosawitz in Eulau; Selnditz gegen Bodenbach in Selnditz.

Da bis zum jetzigen Stand der Serie der Bezirksmeister noch nicht feststeht, sind in dieser entscheidenden Runde sehr interessante Kämpfe zu erwarten.